

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

4)

Von Alfred Bod.

Butternidel, der setzte hernach die Miene des Großmütigen auf und sagte zu dem Schmalbach: „Jetzt steht du da wie die Kinder beim Dred. Ich schäk', 's is doch keine Kuh verloren. Du hast zu wenig auf die Bündpfann' gelegt. Konntst auch net mehr drauflegen. Ja, Peter, erst muß man den Beutel fragen und dann den Kopf. Das is emal so in der Welt. Ich mein', du brauchst dich net durcheinander zu machen. Gorch zu! Ich seh' dir deine Kartoffel, zieh' dir dein Futter und versolerier dich (versorg dich). Dadesür gehörst du zu meinem Personal. Und deine Frau auch. Ich schäk', du fährst net schlecht dabei. Hast keine Last und keinen Braß. Hast Sommer und Winter dein Brot.“ Der Schmalbach, der nicht weiter sah, als seine Nase lang war, ging auf den Vorschlag ein. Und war von Stund' an der Vasall des Butternidel. Der schoß ihm Holzgeld vor, auch Steuern, und hielt ihn bald so fest am Kragen, daß er nicht mehr japsen konnte. In Hlsdorf tat sich das Vergwerk auf. Dem Schmalbach winkte die Gelegenheit, das Doppelte und Dreifache zu verdienen. Er versuchte auch, von dem Butternidel loszukommen. Der schnauzte ihn an: „Du gedenkst so ein, zwei, drei die Halsstern auszustrippen. Oha! Erst bezahl' emal, was du mir schuldig bist.“ Das konnte der Schmalbach nicht und blieb wie die Fliege im Spinnennetz. Die vorige Woche hat sich seine Frau gelegt. Für die springt nun seine Tochter ein. Gezwungenerweise. Denn der Butternidel hat das alles vorher festgemacht. Jetzt wissen Sie, warum die Christine Jhnen gekündigt hat.“

Der Pfarrer schlug die Hände zusammen.

„Mein Gott, das ist ja die reine Leibeigenschaft!“

„Zawohl, die reine Leibeigenschaft,“ bekräftigte der Lehrer und fügte hinzu: „Der Fall steht nicht vereinzelt da. Ich kenne so und so viele.“

In das Gesicht des Geistlichen kam ein Ausdruck von Entschlossenheit.

„Als Vertreter des Evangeliums, als Seesorger, an den die ganze Gemeinde gewiesen ist, darf ich mich dieser Not nicht verschließen. Sie sollen's erfahren, die Gewaltmenschen, die auf das Recht des Stärkeren pochen, daß das Wort des Herrn ein Schwert ist, das da haut nach unten und nach oben!“

„Herr Pfarrer,“ antwortete der Lehrer, „Sie kommen aus einer anderen Gegend und stehen den Verhältnissen hier noch fremd gegenüber. Ich bin weit davon entfernt, den Einfluß des Geistlichen zu unterschätzen, aber glauben Sie mir, mit kirchlichen Mitteln rotten Sie das Uebel nicht aus. Die rohe Gewalt hat es geboren, und nur Gewalt kann es ersticken. Im Vertrauen gesagt: ich trag' mich schon lange mit einem Plan, doch braucht er Zeit zum Reifen. Wenn die Stunde voll ist, werden Sie's schlagen hören.“

Der Pfarrer, der den Einwand des Lehrers nicht erwartete, dessen Berechtigung aber nicht bestreiten mochte, verharrte eine Weile schweigend, dann sprach er: „Ich habe allerdings seither unter wesentlich anderen Verhältnissen amtiert. Zwischen Menschen und Menschen ist ein Unterschied. Wenn Sie im stillen Ihre Waffen schmieden, werden Sie wissen, warum. Wo es sich um praktische Veruche handelt, soziale Gegensätze auszugleichen, sind mir als Diener der Kirche Schranken gezogen, die ich nicht gern durchbreche. Was Sie im übrigen tun, den Armen und Elenden in der Gemeinde zu einem besseren Dasein zu verhelfen, Sie werden mich an Ihrer Seite finden.“

Damit verließ er das Thema und berührte andere Gegenstände. Erst beim Mittagläuten schied er unter Gruß und Händedruck.

Auf dem Schulhof lag ein Haufen Brennholz geschichtet. Dahin ging der Lehrer, die rundlichen Knüppel mit Säge und Beil zu zerkleinern. Während der Arbeit kehrten seine Gedanken zu der Unterhaltung zurück, die er mit dem Pfarrer gepflogen. Dessen Predigten ließen keinen Zweifel darüber, daß er nicht für den Anwalt der Dorfmaguaten gehalten

werden wollte, manche Wendung offenbarte im Gegenteil, daß er die Partei der wirtschaftlich Schwachen ergriff. Immerhin, ob er das Geschick besaß, bei der Hebung der Schäden mitzuwirken, die das Gemeinwesen durchdrangen, war zum mindesten ungewiß. Von Berufs wegen war er nicht verpflichtet, auf dem Markt des Lebens zu treten. Er tat's wohl auch nur widerstrebend. Das hatten seine Worte angedeutet. Und zuletzt, er, Weilandt, brauchte keinen Bundesgenossen. Er setzte seinen Stolz darein, was er sich ausgedacht, allein zum guten Ende zu führen.

Aus seinem Simulieren weckte ihn der Zuruf: „Gü'n Tag, Herr Lehrer!“

Es war die Margoltsmarie, die täglich um diese Stunde erschien, ihren Eimer am Schulborn zu füllen. Nirgends im Dorf, behauptete sie, sei das Wasser so gut wie hier. Im Backhaus freilich tralatschten die Weiber, es sei ihr mehr um den Lehrer zu tun als um den Born.

Sie hatte just das zwanzigste Jahr vollendet. Ihr dunkelblondes Haar war kunstvoll zum „Schnab“ verschlungen. Fehlte ihren Zügen auch das Ebenmaß, ließ die Jugend ihnen doch ihren Reiz. Aus ihren Augen sprachen Laikraft und Verstand.

Weilandt hatte sie zu seinen besten Schülerinnen gezählt. Es war für ihn eine Lust gewesen, zu sehen, wie rasch sie die Lehrgegenstände erfaßte. Bei der Schulvisitation lag's auf ihrem Gesicht wie Festtagsglanz. Er wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte.

Schon am ersten Sonntag, den er im Dorf verbrachte, war er auf sie aufmerksam geworden. Am Hegweg schüttelten Ruben Maifäser von den Bäumen und rupften ihnen die Flügel aus. Zufällig schritt die Margoltsmarie vorüber, damals ein Mädchen von zwölf Jahren. Sie verwies den Tierquälern ihre Schandtät und teilte ein paar kräftige Ohrfeigen aus. Er hatte von fern den Vorgang beobachtet. Die energische Art, wie sie für die hilflosen Tierchen eintrat, war bezeichnend für ihre Gesinnung.

Von den Unterrichtsfächern war ihr die Naturkunde am liebsten. Erklärte er die Wunder des Zellenbaus an einer Staude, die er mitgebracht hatte, beugte sie sich mit einem Eifer darüber, als wollte sie das Geheimste ergründen. Sprach er von den Beziehungen der Pflanzen zum Leben der Menschen, löste sein Vortrag Fragen bei ihr aus, die ihn oft in Erstaunen setzten.

Jeden Morgen pflegte er nachzusehen, ob die Kinder alles beisammen hatten, was sie für den Unterricht brauchten. Bei dieser Gelegenheit hatte sich die Margoltsmarie verleiten lassen, anstatt eines Hefts, das sie vergessen, das ihrer Nachbarin vor sich hinzulegen, ohne daß er die Täuschung gewahrte. Nach der Schule trieb sie ihr erwachtes Gewissen, daß sie zu ihm kam und ihre Vergehung bekannte. Und sie war so erschüttert, daß er davon Abstand nahm, sie zu bestrafen.

Am letzten Schultag hielt er an die Konfirmanden und Konfirmandinnen eine Ansprache. Den meisten konnte man's am Gesicht ablesen, daß sie sich herzlich freuten, der „Schlagmühle“ bald ledig zu sein. Die Margoltsmarie aber schluchzte, daß er Mühe hatte, sie zu beruhigen.

Nach ihrem Abgang von der Schule sprach er sie fast jeden Tag. Ihre Mutter war nach langer Krankheit gestorben, und die Verantwortung für die Wirtschaft lag auf ihren jungen Schultern. Wenn er sie ermahnte, sie solle sich nicht zuviel aufladen, sagte sie: „Was man gern tut, drückt ein' net. Ich hab's ja net leicht, aber ich möcht's gar net anders haben. Die Arbeit gibt Kraft. Das spür' ich. Und zum Arbeiten sein ich da.“ In der Tat sah er, wie sich ihre Muskeln strafften, wie sie in Gesundheit blühte. Neben ihrer schweren Hantierung fand sie doch noch Zeit, die Bücher zu lesen, die er ihr gab. Sie las sie nicht nur, sie sprach auch mit ihm darüber, wobei die unbekannte Welt, die sich ihr erschloß, auf ganz eigene Weise aus dem Spiegel ihrer Seele widerstrahlte. „So ein Buch,“ meinte sie einmal, „is akkurat wie ein Lehrer. Nur daß es net sprechen kann. Es ich muß jed' Buch zweimal lesen. Das erste Mal fließt's an mir vorbei. Ich sein halt gar zu neugierig und will nur rasch erfahren, wie's läuft. Das zweite Mal tu' ich sacht. Und nu

merk' ich erst, was da all' drinsteckt. Und kann mir mein' Bers draus machen."

Mit ihren Altersgenossinnen traf sie sich selten. Ein paarmal hatte sie die Spinnstube besucht. Als ihr Vater sie dort abholte, war über sie gespöttelt worden. Darauf war sie ganz fortgeblieben.

Mehr und mehr beschäftigte Weilandt der Gedanke, wie er sich dies tüchtige und geschickte Mädchen zur Frau gewinne. Wenn er sein Ziel erreichen wollte, hatte er mit ihrem Vater einen schweren Kampf zu kämpfen. In den Augen des Peter Margolf war der Lehrer weiter nichts als ein Mensch, der der Gemeinde Kosten auferlegte. Im Dorf — das brachte er gern aufs Tapet — hatte vor vielen Jahren ein Schuster nebenher das Amt des Schulmeisters innegehabt. Und die Kinder waren auch groß geworden. Dazumal wuchsen die Wirste auf den Bäumen, und die gebratenen Tauben flogen den Leuten ins Maul. Jetzt wurde dem jungen Volk allerlei unnützes Zeug eingetrichtert, und die Zeit machte ein finstres Gesicht dazu. In Heiratsangelegenheiten huldigte er dem Grundsatz: „Reich bei Reich und Bettel bei Bettel.“ Bis er, der Wohlhabende, sich entschließen würde, seine Tochter einem „Schulschleicher aus Hungerburg“ zu geben, mußte noch viel Wasser den Bogelsberg hinterlaufen. Daß der Eigennutz die Spindel am Roden des Manns war, hatte er, der Lehrer, bei besonderer Gelegenheit erfahren. Als teilweise Vergütung für sein Orgelspiel in der Kirche war ihm von der Gemeinde die Grasnutzung des alten Friedhofs zugebilligt worden. Hier stand auf dem Grab eines Margolf, der vor siebzig Jahren gestorben war, eine mächtige Esche. Der Baum mit seinem weitverzweigten Wurzelwerk entzog dem Boden viel Kraft. Deshalb wurde er auf Weilandts Geheiß mit Bewilligung des Bürgermeisters niedergelegt. Nun erhob der Peter Margolf ein großes Geschrei. Weilandt, im Glauben, es werde ihm Pietätlosigkeit gegen einen Abgeschiedenen zum Vorwurf gemacht, besuchte den Bauer, sich zu rechtfertigen, und, wenn es nötig sei, auch Abbitte zu tun. Es war ihm aber bald klar, daß es der Peter lediglich auf das Holz der Esche abgesehen hatte, die er als Familieneigentum in Anspruch nahm. Weilandt ließ ihm den Baum zufahren, worauf der Friede hergestellt war. Dem Margolf die Ohren zu kitzeln, sich um seine Gunst zu bewerben, verbot ihm sein Stolz. Die Marie war ihm zugetan. Dafür hatte er viele Beweise. Wenn sie sich erst einmal ausgesprochen hatten, mußten sie alle Mittel anbieten, des Alten Widerstand zu brechen.

(Fortsetzung folgt.)

Im argentinischen Mais.

Von Leo Kolisch.

Der argentinische Winter gleicht in den Frühstunden seiner Tage unserem späten Herbst. Träge Nebel legen sich schwebend über die totbraune Pampa, gleißender Reif deckt die Brachfelder, die Prärien und die Maisfluren, starke Eisschalen breiten sich auf den Lärchen der Wege, über Viehtränken und flache Sümpfe. Aber wenn die Sonne hochkommt, die herrliche Sonne Südamerikas, dann fliehen die Nebel, dann löst sich der Reif in tausende blinkender Tropfen, dann schwindet das Eis. Und am frühen Vormittag schon muß der Landarbeiter den Rock ausziehen, so sommerlich wird's.

Das ist die Zeit der Maisernte, des Maispflückens; die Zeit der letzten Arbeit in der langen Folge der argentinischen Erntearbeiten.

Der argentinische Bauer ist Pachtfarmer. Er hat das Land, dem er die Frucht entzieht, nur auf fünf Jahre in Besitz genommen und muß es nach dieser Zeit, mit Alee unterjät, dem Großgrundbesitzer zurückstellen. Dadurch gewinnt der kreolische Estanciero nicht nur eine konstante Grundrente, sondern auch ein fettes Weideland statt der mageren Prärie, die er dem Farmer in Pacht gab.

So gibt es in Argentinien, von wenigen alten Kolonien abgesehen, keinen festen Bauernstand, sondern nur nomadisierende Pachtbauern, die von fünf zu fünf Jahren Haus und Herd abreißen und anderswo neu anfangen. Das läßt keine bauerliche Behändigkeit aufkommen. Der argentinische Chacero kennt keinen Komfort; er kennt Obst und edleres Gemüse bloß vom Hörensagen. Für wen soll er einen Garten anlegen? Für den Distinguido, der ihn ausbeutet? Für die Schafe und Rinder, die nach einem halben Jahrzehnt auf der Stelle weiden werden, auf der sich heute sein Lehnhäus und sein Wellblechschuppen erheben? — Er hat nur das Bestreben, soviel als möglich aus dem Lande herauszuschinden, bevor er weiterziehen muß. Deshalb ist der argentinische Acker-

bau ein so seltsames Zwischending zwischen dem primitiven Brachsystem und intensivster Maschinenwirtschaft.

Ist so schon der Bauer ein halber Zigeuner, so kann man sich un schwer eine Vorstellung machen davon, wie der argentinische Landarbeiter zu leben gezwungen wird. Der Jahresfrucht, der sich dem Farmer für das ganze Jahr, von Ernte zu Ernte, verdingt hat, haust ja schließlich nicht viel schlechter als sein Herr auch. Ist er ein halbwegs anständiger Mensch, dann richtet er sich nach und nach wohl etwas wohlicher ein in den nackten vier Lehmwänden, die ihm zugewiesen wurden als „freies Logis“. Aber der Saisonarbeiter, der Ernteepon, lebt wie ein Stück Vieh. Er liegt im Schuppen auf der schmutzigen, von den Haustieren verunreinigten Erde auf Stroh oder Maiskraut und deckt sich mit den Getreidesäcken zu und mit den Lumpen, die seine Linchera (Reisefack) birgt. Er bekommt die Erntekost, ausgekochtes, unrein zubereitetes Fleisch mit Kartoffeln und Kürbis, etwas Reis und, wenn es hoch kommt, einmal Guisado, ein scharfgewürztes Gericht aus gedünstetem Fleisch, Reis, Kartoffeln und einigen anderen Herrlichkeiten. Wird er krank, dann zahlt ihn der Farmer aus und er kann gehen. Wohl ihm, wenn er sich bis zum nächsten Pueblo schleppen kann, das etwa ein Spital hat. Sonst verendet er auf dem Wege.

Frühzeitig ist's. Aus dem Galpon der Erntearbeiter dringen gar sonderliche Töne. Dort jammert einer auf deutsch, daß er seine Knochen nicht spüre; er ist so unpraktisch gewesen, sich lauter starkes Maiskraut als Unterlage zusammenzufuchen, statt der schwachen, weichen Pflanzen, und hat auf den holzhaften, knotigen Stauden durchaus nicht wohl geruht. Dort zitiert ein Südtaliener zum zwanzigsten Male keinen „porco Dio“ und jammert, daß ihm sein Rückgrat steif gefroren sei. In einer Ecke liegt ein frostbebedenes Grünhorn, das, bloß mit einem Sommerüberzieher zugebedt, die Frostnacht bestanden hat. Argentinien ist ein so heißes Land, glaubte der gute Mann, als er sich daheim seine Reiseausrüstung zusammenstellte.

Draußen ist's noch finster; die Morgensterne blinken hart und kalt vom Himmel herunter. Zum Waschen ist's zu kalt heute früh; höchstens die Hände ein bisschen. — In der Reontüche ist schon das Feuer entzündet; an schwerer, rostiger Kettel hängt von rußverklebten Wellblechdach der fünfzigliterige Kochkessel über dem riesigen Herdplatz. Schon summt das Wasser, und sein Gesang wärmt uns im voraus tröstend den nachtleeren Magen. Um das mächtige Feuer, genährt von entkörnten Maiskolben, drängen sich die Frierenden; jeder möchte sein Pläschen an der Wärmeseite, jeder will seine Knochen austauen lassen. Die alten Kunden stellen ihre Wasserkessel ans Feuer, um vor dem Frühtid einige Züge Mate zu saugen; oder sie rösten die Reste des gestrigen Pucheros (Kochfleisch) in der Stut; und die Gringos schauen mit hungrigen Augen zu. . . . Der Cucinero schöpft aus dem Ballen von Rinds-haut bedächtig einen Suppenteller voll Yerba und entleert ihn in den Kessel, gibt dann drei Keller Zucker hinzu und nun überläßt er das Frühtid unbekümmert der wohlthätigen Macht des Feuers. Bah! Wenn's überläuft, ist der Mate fertig. Dann einige Spritzer kaltes Wasser in den Kessel, damit sich das Kraut zu Boden setze, das Feuer gedämpft, und der Frühchmaus kann losgehen. Mate und Galletas, eine Art Hartsemeln, damit soll der Magen bei harter Arbeit auskommen bis zum Mittagbrot. Wie zuvorkommend wir älteren Kunden nun auf einmal geworden sind! Wir lassen den Gringos, die beim Essen sonst zuletzt dran kommen, gern den Vortritt; je tiefer zum Boden des Matekessels, desto aromatischer, kräftiger und süßer wird der Trank. Also hübsch höflich sein. . . . Nachdem wir uns so den Leib weidlich vollgeschlagen haben mit eingeweichten Hartsemeln, kann des Tages Arbeit losgehen. Wir gehen nach dem Galpon, holen uns den Korb und die Sack, die wir vormittags vollzupflücken gedenken. Sind sie nicht größer geworden über Nacht? Es ist ein beliebter Trick der Maisfarmer, den Pflückern nach und nach größere Sack unterzuschieben.

Draußen ist's heller geworden, der Nebel beginnt sich zu heben. Ruh, wie kalt! Wir beschäftigen uns ausnahmslos mit Zähneklappern, während wir dem Felde zuschreiten. Keiner von uns ist warm bekleidet, mit den Schuhen haperts auch bei den meisten. Die Maispflücker sind fast immer im Hauptberuf Attorantes (Landstreicher).

Der Mais ist nicht schlecht. Ich, der ich doch nur ein mittlerer Pflücker bin, habe seit acht Tagen durchschnittlich 15 Säcke täglich gepflückt, ohne mich allzusehr anzustrengen. Zu 28 Centavos per Sack ergibt das einen Tagesverdienst von über 4 Pesos. Freilich, die Regentage gehen ab, die Sonntage auch. Und an den Tagen, an denen die Sonne nicht durch die winterliche Wolkenwand kann, wird nur wenig fertig, weils zu kalt bleibt. Aber auch sonst ist das Maispflücken nicht die angenehmste Arbeit. Man stelle sich vor, daß die Pflanzen schon längst vom Wind, Regen und Frost zu Boden gedrückt worden sind; der Pflücker muß also tief gebückt arbeiten. Daß die Kolben häufig noch fest an den Fruchtnoten haften; die Hand wird also, im Gelenk besonders, hart angestrengt. Und zu allem die Kälte der Nacht, die Fröste der Frühstunden. Am wenigsten taugt das Maispflücken für den Gringo, der um so eifriger zu arbeiten gezwungen ist, je schlechter er pflückt. Während der Erfahrener früh langsam aufs Feld schlenbert, dort ein Feuer anzündet und ruhig wartet, bis der Frost etwas gemildert ist, muß das Grünhorn, um auf den Windestoß zu kommen, bei dem der Farmer noch die Kost bestellt, beim ersten Frühstrahl anfangen, eine Stunde im rauchbereiten Maisgedröpp herumlaufen

und sich von den steingefrorenen Hülzen der Kukuruzkolben die Hände zerschneiden lassen. . . .

Bald ist das kärgliche Frühstück verdaut. Wenn der Farmer sein Frühstück einnimmt, aus Milchlattee, Hausbrot, gebratenem Fleisch und Eiern bestehend, haben wir schon einen wütenden Hunger, gegen den die wenigen Hartsemelstücke nicht aufkommen können, die wir uns mitgenommen haben. Halb neun ist's, und um zwölf Uhr erst wird das Flaggenzeichen, ein halber Maisack an einem langen Bambusrohr über dem Farmhause hochgezogen. Dann erst gibts Essen. Wir ziehen die Faja (Leibbinde) fester zusammen und pflücken, pflücken. . . . Eine Furche nach der anderen grafe ich ab, ein Korb nach dem anderen füllt sich und wird in den nächststehenden Sack entleert. Schon habe ich einige Säcke bis zum Rande voll mit den goldglänzenden Maiskolben. Nun wird's auch warm: die Glieder werden geschmeidiger, das Gebücksein fällt nicht mehr gar so schwer, die Hand arbeitet rascher.

Um zehn Uhr kommen die Ochsenkarren des Farmers und holen die vollen Säcke. Nun gibts auch einen Schluck Maischnaps. Aber auch Unangenehmeres. Gar mancher Sack, der gehäuft dasteht, wird „gewogen, gewogen, zu leicht befunden“. Mit grimmiger Faust packt ihn der Farmer, hebt ihn in die Höhe und setzt ihn hart zu Boden. O weh, wie die Kolben sich heben. Jetzt fehlen gar zwei Spannen bis zum Rande. Ein halber Korb muß drangewagt werden, um den Sack wieder aufzufüllen. Freilich, nicht jeder Pflücker läßt sich das so ruhig gefallen. Die Selbstbewußteren unter diesen Attorantes, jene, die wissen, daß sich noch Duzende Farmer um sie rauen, wenn sie im Almaceen der Wohnstation um Arbeit nachfragen, die machen kurzen Prozeß: „Wenn Sie zu sehr schinden, dann pflücke ich die Furche zu Ende und heute abend machen wir Rechnung!“ — Andere wieder sind in der umgekehrten Lage. „Sie pflücken mir zu wenig und Krüppel kann ich nicht brauchen. Heute abend gebe ich Ihnen Ihr Geld, viel wird's ja nicht sein!“ So gibts ein fortwährendes Kommen und Gehen. Wenn wir heute mittag nach Hause kommen werden, sitzen gewiß wieder einige Neue dort. Sicher ist's schon Mittag; mein Magen hängt schon bis in die Knie herunter. Endlich, endlich steigt die erhobte Fahne hoch und flattert einladend in der Mittagssonne. Plink bin ich aus der Furche und laufe im schönsten deutschen Burschentrag zur Krippe. Ist das Essen auch nicht besonders gut, so ist es doch reichlich, und die Suppe wenigstens ist kräftig. Nach dem Essen ruhe ich ein halbes Stündchen. Der Farmer sieht das zwar nicht gerne, aber ich mach's mal nicht anders; und ein weiteres halbes Duzend von uns auch. Und weil wir alle gute oder wenigstens mittlere Pflücker sind, mußt er nicht; und wenn sich die halbe Stunde etwas in die Länge zieht.

Nachmittags wird es noch heißer. In meiner Furche sind nun ein paar schlechte Stellen; offenbar ist dort einigemal das Vieh eingebrochen. Ich schinde und schinde und bringe kaum die Hälfte von dem fertig, was ich vormittags leisten konnte. Ich sehe schon, da muß etwas getan werden. Wenn es nicht besser wird, muß er mir ein anderes Terrain anweisen; tut er es nicht, dann gibt es anderswo auch noch Mais zu pflücken. Ueberhaupt, nun bin ich doch bald schon vierzehn Tage an dem einen Orte. Muß mich doch heute abend mit Charlie besprechen, ob er nicht mit mir zusammen losgehen will. Segen die Pampa central soll der Mais sehr schön stehen und gut bezahlt werden. Freilich müssen wir noch etwa sechzig Meilen zu Fuß weiter gegen Westen; aber, das wäre schließlich nicht gar schlimm. Und während ich so vor mich hin spinne, sinkt die Sonne. Nun höre ich auf. Mein Reumun erreiche ich heute so nicht mehr, dazu ist die Furche zu schlecht. Links und rechts von mir arbeiten noch die Ajuntadores. Da muß ich doch noch im Feld bleiben. Sonst könnte sich mein Tagesertrag noch um einige Körbe verringern. . . . Viel Unheilslichkeit gegeneinander ist zwar nicht Mode unter den Maispflücker, denn der Brügelertrag stünde nicht im richtigen Verhältnis zu den paar Centavos Vorteil. Aber den Südtalienern mag der Teufel trauen. Ich nicht!

Wenn der Abend da ist und die Moskitos kommen, dann wird das Feld rasch leer. In der Leutefüche gibts dasselbe Essen wie mittags. An den langen Tischen sitzen dichtgedrängt die Pflücker und halten Abendmahl; die meisten gönnen sich abends auch einen Liter Wein. Der Farmer macht kein schlechtes Geschäft an dem Gesöff, und auch am Tabak und am Branntwein verdient er sehr gut. So beutet er die Aermsten der Armen doppelt aus. Nicht alle Farmer sind so, aber die große Mehrzahl. — Im Schlafsalpon herrscht reges Leben. Da hat sich einer glühende Kohlen vom Herd geholt und serviert seinen Freunden Mate bombilla. Gitarrenklang schnarrt durch den Raum und eine Mandoline klingt im Distant dazu. Ein Gallego (Spanier aus der spanischen Provinz Galizia) hat seine Maultrommel in der Arbeit und sein Gefährte akkompagniert ihm mit den Kastagnetten. Da vergnügt sich lärmend eine Gruppe Gauchos mit dem Troco (argentinisches Kartenspiel), und andere unterhalten sich, lebhaft gestikulierend. Themen: Mädel, Mais, Pferde und Sattelzeug, Wanderausichten und Pläne für die nächste Zeit; alles das natürlich unter hartnäckigem Kreischen der nimmer leeren Branntweinflasche. Wir beide, der Deutsch-amerikaner Charlie und ich, sind heute abend schlüssig geworden, was wir unternehmen werden.

Spät erst wird es stiller. Neugekommene streiten noch um Schlafplätze auf dem schmutzigen Lehm Boden. Einer will sogar einen älteren Einwohner unseres Palastes, einen jungen Deutschen,

delogieren. Hat wohl geglaubt, es wäre sonst kein anderer Aleman da. Aber wir beide, Charlie und ich, belehren ihn und seine Companieros rasch und gründlich eines Besseren. Dann wird Ruhe und der zunehmende Frost treibt die meisten tief in ihre Nachhüllen hinein. . . .

Die Pampa Argentinens. Weiße grüne Ebenen, flinke Gauchos in wallenden Reitgewändern auf buntgefärbten wilden Rossen, den wurfbereiten Lasso an der Seite, freie Jagd in der Prarie und in den Wäldern, also alles in allem: Ein herrlich wildes, ungebundenes Leben. So schildern die Reijserzähler von Ruf und Beruf uns doch Argentinien. . . . Hier habt ihr einen Tag in der Pampa. —

(Nachdruck verboten.)

Merkwürdige Namen.

Von Dr. J. Stanjel.

Namenscherze werden glücklicherweise immer seltener. Heute haben nur noch Kinder und Ungebildete Gefallen an derartigen Witzeleien. Früher war dies bei uns anders; selbst „führende Geister“ schreckten nicht davor zurück, gelegentlich über einen merkwürdig klingenden Namen ihre Glossen zu machen. So wird Goethe von Herder angefangen:

„Der von den Göttern du stammst, von Göttern oder vom Kote, Goethe . . .“

Als der Name Grillparzer zuerst am deutschen Literaturhimmel auftauchte, wundern sich manche Leute über diese seltsame Form des Namens. August Wilhelm von Schlegel konnte sich damals nicht enthalten, den neuen Dichter mit folgendem Epigramm anzufingen:

„Wo Grillen mit den Parzen sich vereinen,
Da müssen graue Trauerpiel' erscheinen.“

Heute haben wir uns daran gewöhnt, in den Namen nur etwas Außerliches zu erblicken. Wir stuben wohl, wenn wir zum ersten Male einen etwas merkwürdig klingenden Namen wie Kaufmaul oder Rindfleisch hören, aber wir gewöhnen uns bald daran und achten nur darauf, was uns die Persönlichkeit bedeutet. Wir halten es mit Goethe, der über den Namen Klopstock in „Wahrheit und Dichtung“ folgendes ausführte: „Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderbar heißen könne, doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Silben.“ Goethes, der, wie bekannt, den Dichter Klopstock auf das schärfste bekämpfte, schrieb dessen Namen nie anders als Klopstock, und er nannte ihn mehr als einmal den sehr raffischen (statt seraphischen) Dichter.

Trotzdem gewährt es uns aber Interesse, wenn wir etwas über den Ursprung seltsam klingender Namen erfahren und wenn uns die Sprachforschung darüber belehrt, daß viele Namen ursprünglich etwas ganz anderes bedeutet haben als ihre jetzige Form besagt. Der Name Archenholz oder Archenholz sieht so aus, als wenn er aus den beiden Bestandteilen „Arche“ und „Holz“ zusammengesetzt wäre. Dem ist aber nicht so; wir haben es hier mit einem aus der althochdeutschen Zeit stammenden Namen zu tun. Archenholz, früher Archenholds geschrieben; bezeichnet den Sohn oder Nachkommen eines Erchanwald; erchan bedeutet „echt, edel“, in wald steht dieselbe Wurzel wie in unserem Worte „walten“. Ein Helmholz ist also der Sohn eines Helmwalt, ein Bierholz oder Bierholz der Sohn eines Beroald oder Bärwald. Namen wie Weinhold oder Altwein haben mit dem „Wein“ nichts zu tun, sondern gehen auf das althochdeutsche Wort „wini, wine“ (Freund) zurück.

Aus dem Namen Rudolf entstand die verkürzte Form Rolf; ein gelehrter Träger dieses Namens schrieb sich Rolfus und daraus entstand dann der jetzige Name Rolf; ebenso ist der Name Dollfuß auf Adolf zurückzuführen. Aus dem Namen Christian entstanden die Familiennamen Kirchslein, Kirstein, Kersten und Karsten (Karsten wird sogar heute noch in manchen Gegenden als Vorname gebraucht). Was bedeuten die Familiennamen Bankrath und Bankroth? Sie sind Entstellungen des christlichen Namens Pancratius. Es fehlt nur noch der Familienname Bankrott, dieser kommt aber in Deutschland nicht vor. Aus Apollonius entstanden die Familiennamen Plönnies und Lönnies, aus Cornelius die Namen Niels, Nees und Nelse, aus Ambrosius die Namen Bröfel und Brosche, aus Aegidius neben Egidy die Familiennamen Gilles, Gilleßen und Gilke, aus Bartholomäus die Namen Neus, Möbius, Neuwissen, aus Mathias die Namen Thies, Thießen und sogar Hiesel (der „bairische Hiesel“), aus Benedictus die Namen Bachnisch und Dix, aus Antonius die Namen Tönnies, Tönges und Dönniges, aus Viborius die Namen Börries und Vorges.

Der Familienname Euler hat mit der Eule nichts zu schaffen; Euler heißt vielmehr der Töpfer nach dem althochdeutschen Worte eul (Topp), das von dem lateinischen olla herkommt. Die edle Kunst der Töpferei und mit ihr den Namen dafür übernahmen die Deutschen von den Römern. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mußte in Kirchheim ein Lehrer namens Schufft auf Befehl des Kurfürsten seinen Namen in Schafft umändern. Dem Namen Schufft liegt ohne Zweifel der Name Schufut für Eule zugrunde. Auf denselben Ursprung geht ohne Zweifel der in Oberdeutschland vorkommende Familienname Schaffhäutel zurück.

Namen wie Wandervogel und Wanderssee sind Entstellungen der Namen von der Wand und von der See.

Eine eigenartige Vorgeschichte hat der Familienname **Musstopf**. Im 18. Jahrhundert wanderte eine türkische Familie namens Mustapha in Deutschland ein und ließ sich in der Gegend von Magdeburg nieder. Aus dem türkischen Namen Mustapha ist der echt deutsche Name Musstopf entstanden. Das Wort Mus, der altdeutsche Name für Speise überhaupt, begegnet uns auch in dem Familiennamen MUSHADE. Im Mittelniederdeutschen war mos der Name für Kohl oder Gemüse und hake bedeutete den Höcker. Der MUSHADE war also ein Gemüsehändler. Was ist ein Ziegenmenger? Auf keinen Fall ein Mann, der Ziegen mengt. Es kommen auch die Familiennamen Stromenger, Eisenmenger, Fischmenger und Pferdenger vor und es handelt sich hier um Leute, die einst mit Ziegen, Stroh, Eisen, Fischen oder Pferden gehandelt haben. Das althochdeutsche Wort mangari, das die Bedeutung unseres Wortes „Händler“ hat, stammt von dem lateinischen Worte mango.

Wir lesen in der Zeitung, daß ein Pastor den merkwürdigen Namen **Schneemelcher** führt. Was bedeutet dieser Name? Schlegelmilch heißt in manchen Gegenden die Buttermilch; Ableitungen davon sind die Familiennamen Schleemilch, Schlemilch und Schlömilch sowie Schneemilch, Schneemelcher und Schlamelcher. Den Familiennamen Kleinstäuber und Kleinstüber liegt das Wort Kleinstäuber, eine Bezeichnung für einen Müller, zugrunde. Der Name Pfamtschiefer verdankt seine Entstehung einem Pfamtschieber (Prahmschieber), also einem Manne, der einen Prahm, ein großes flaches Boot, auf dem Flüsse schiebend fortbewegt. Die Familiennamen Pleitner und Pfeleiderer weisen auf das mittelhochdeutsche Wort blide (Wurfmachine) hin; es handelt sich also hier um Leute, die diese Maschinen bedienten. In Soralund gibt es eine Weistrafte; diese führt ihren Namen nach dem blidenhuse, das sich einst in dieser Strafe befand. Die in Norddeutschland vorkommenden Namen Dorfstecher und Dorfstecher finden durch das zweite Wort ihre Erklärung.

Ein sehr eigenartiger Name ist der in Westfalen vorkommende Name **Hemken Samkenschneider**; er bedeutet einen Verfertiger von Sämhendern. Ein **Ballschmieder** ist ein Ballwerfer (der Name kommt auch in der Form **Ballschmider** vor), ein **Segenschmid** ist ein Senseschmid, ein **Rohdeutscher** oder **Rohstäucher**, ein **Pferdehändler**, ein **Dunker** oder **Dunker** ein **Tüncher**, ein **Pagenhardt** ein **Pferdehirt** und ein **Pagenstecher** ein **Pferdestecher** oder **Abdecker**. Der Familienname **Blumenschmied** leitet seinen Namen von einem Schmiede her, dessen Schmiede gegenüber oder neben einem „Gasthose zur Blume“ lag.

Eine sehr eigenartige Gruppe der Familiennamen stellen die sogenannten **Sahnamen** dar, die einen Befehl oder eine Aufforderung enthalten. Wir begegnen dieser Form der Wortbildung in Ausdrücken wie „Springinsfeld“ oder „Sauswind“ oder in Vornamen wie „Fürchtgott“ und „Leberecht“. Der Familienname **Thudichum**, der auch in der Form **Thudium** vorkommt, bedeutet einen betriebsamen Menschen, der Name **Findelker** einen guten Jochbruder, der Name **Wehrenpfennig** (wahre den Pfennig) einen Geizhals, der Name **Rehdanz** (rege oder reiche den Tanz an) einen Tanzordner, der Name **Fegebank** einen, der nicht stillsitzen kann, der Name **Dörwand** (niederdeutsch dör (ch) de Wand) einen unbesonnenen Menschen, der Name **Küstenpfennig** (Litz den Pfennig), ebenso wie **Wehrenpfennig** einen geizigen Menschen und **Hebenstreit** (hebe den Streit an) einen zankfüchtigen Menschen. Die Namen **Singeholz** und **Singehals** bedeuten dasselbe wie **Sengeholz** und **Sengehals** und sind Namen für **Waldbrenner**, ebenso wie **Sengebusch**, **Sengelate** und **Sengelauß**. **Streichan**, **Streichhan** und **Streichbahn** bezeichnen einen **Anstreicher**. Bei dem Namen **Spanuth** oder **Spannuth** (spann aus) handelt es sich wohl um einen von einem Wirtshausgebäude herstammenden Namen.

Manche Namen dieser Art sind schon von der Bildfläche verschwunden, wie **Wichdenast**, **Rührekrig**, **Nübbenstuhl**, **Steigeauf**, **Stürzewagen**, **Grungenicht**, **Wärmsbett**, **Aneipzu** und **Gottbescheerz** **wier** **als** **viel**. Der letzte Name, der sich in einer alten Breslauer Urkunde befindet und in dem das Wort „zwei“ die Bedeutung „zwei Mal“ hat, dürfte, was seine Länge anbetrifft, kaum von einem anderen Namen überboten werden.

Kleines feuilletton.

Wie der Erfrierungstod eintritt. Raoul Pictet, dem die Physik der Kälte ihre wichtigsten Errungenschaften verdankt, unternahm nach dem Verzicht des französischen „Cosmos“ eine Reihe von Versuchen, um die Wirkung von niedrigen Temperaturen auf verschiedene Lebewesen zu erforschen. Das größte Interesse dürfte sein nachfolgender Hunderversuch beanspruchten, da hier die meisten Vergleichsmöglichkeiten mit dem Menschen gegeben sind.

Ein Hund von mäßiger Größe wurde in einen Holzkasten gesteckt, in dem die Temperatur auf -92° erniedrigt worden war. Ein am Körper des Tieres befestigtes Thermometer erlaubte, die Schwankungen der Körpertemperatur während des Versuches genau zu beobachten. Diese Schwankungen verliefen — bis zum Er-

frierungstode — in höchst eigenartiger und für die Art des Todes sehr charakteristischer Weise. Zunächst trat neben der Erhöhung der Atmungs- und Pulsfrequenz eine Temperaturerhöhung um etwa einen halben Grad ein. Sie hielt bis zur 25. Minute an, dann stellte sich die Temperatur wieder normal und blieb so, von ganz geringen Schwankungen abgesehen, bis etwa 1½ Stunden seit dem Anfang des Versuches verstrichen waren. Dann trat plötzlich, innerhalb weniger Augenblicke, der völlige Zusammenbruch ein. Die Temperatur begann rasch zu sinken, und als das Thermometer -22° zeigte, wurde das Tier aus dem Versuchskasten leblos herausgezogen.

Der Gang des Versuches zeigt deutlich, wie der Organismus auf die Wärmeverluste durch abnorme Ausstrahlung antwortet. Durch rasche Einatmung will er die Verbrennungsprozesse beschleunigen und verstärken, er schießt dabei sogar etwas über das Ziel hinaus, so daß die Temperatur sich zunächst über die Norm erhöht. Doch auf die Dauer kann den abnormen Forderungen nicht genügt werden, die Zentralorgane versagen völlig den Dienst, und der Zusammenbruch ist da. Interessant ist, auf die übrigens allgemein bekannte Tatsache hinzuweisen, daß, während der Organismus als Ganzes noch lebensfähig ist, seine Extremitäten bereits erfrieren und absterben können. Der Organismus scheint sich zunächst durch Aufopferung von minder wertvollen Organen halten zu wollen.

Völkerrunde.

30 Jahre unter den Indianern. Obgleich die Amerikaner die Indianerforschung seit einigen Jahrzehnten mit großem Eifer betreiben, um zu retten, was an Ueberlieferungen und anderen Resten noch zu retten ist, hat sich doch kaum jemand unter den lebenden Vertretern der Völkerrunde mit solcher Hingabe diesem Studium gewidmet wie **Wiß Alice Fletcher**, die fast 30 Jahre ihres Lebens der Erforschung des Indianerstammes der Omaha gewidmet hat. Die kleine Reservation, in der die Ueberbleibsel dieses Indianerstammes untergebracht sind, liegt am westlichen Ufer des Mississippi zwischen der nach den Stämmen benannten Stadt und der anderen Ansiedlung, die nach den noch berühmteren Sioux als **Sioux City** bezeichnet wird. Es ist also ein klassischer Boden der Indianergeschichte, den sich **Wiß Fletcher** auserkoren hatte. Sie war dabei unterstützt von einem der Omaha selbst, dessen Vater Häuptling des Stammes gewesen war. Sein Sohn hatte im Knabenalter selbst noch einige der Zeremonien gesehen, die **Wiß Fletcher** jetzt aufgezeichnet hat, und er konnte ihr noch ein viel reicheres Material nach Erzählungen seines Vaters und anderer alten Leute des Indianerstammes berichten.

Als **Wiß Fletcher** vor rund 30 Jahren ihre Studien begann und ihren Wohnsitz unter den Omaha aufschlug, war gerade die größte Wandlung mit diesem Stamm vor sich gegangen, indem er wegen des plötzlichen Aussterbens der Büffelherden die Jagd aufgeben mußte. Damit wurde den Indianern der ganze Lebensunterhalt entzogen und es bemächtigte sich ihrer eine große Angst, daß sie nun gleichfalls durch Vermittlung der Regierung aus ihren alten Jagdgründen und von den Gräbern ihrer Väter getrieben und in ein anderes Land versetzt werden würden. **Wiß Fletcher** selbst erwarb sich das größte Verdienst um den Stamm, indem sie ihm die Erlaubnis des Verbleibens auf seinem alten Gebiet erwirkte. Die Indianer mußten aber ihre Lebensweise vollkommen ändern und zum Ackerbau übergehen. Heute sind sie infolgedessen ganz zivilisiert, senden ihre Kinder zur Schule, sprechen englisch und haben ihre Konien auf der Bank. In jeder Hinsicht ging es ihnen schon einmal schlechter. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde ihre Zahl durch Boden, auf etwa 300 vermindert, während diese sich jetzt wieder auf ungefähr 1½ Tausend beläuft.

Wiß Fletcher wird mit dem großen Bond, den sie jetzt im Jahresbericht des Bureaus für amerikanische Völkerrunde veröffentlicht hat, wahrscheinlich zum Abschluß ihrer Arbeiten gelangt sein, und hat damit ein unersehbliches Werk geleistet, weil bei den Nachkommen der Omaha nach der geschichtlichen Umwandlung jetzt kaum noch etwas an uralten, alten Sitten und Gebräuchen zu holen wäre. Die alten Omaha verlegten ihre sagenhafte Heimat in den Oten, in die Nähe einer großen Wasserfläche. Mit den kleinen Kindern wurde eine besondere Zeremonie vorgenommen, die auf die Geister des Windes, der Erde und des Feuers Bezug hatte. Später wurde den Knaben eine Lode abgeschnitten und dem Donnergott geweiht, der dann über Leben und Tod des jungen Kriegers zu entscheiden hatte. Der Eintritt in das mannbare Alter geschah durch eine eigenartige Form der Einsegnung, die ein unter Gebeten verbrachtes Fasten von 4 Tagen und 4 Nächten verlangte. Dann sollte der Jüngling durch eine Vision selbst erkennen, mit welchem Gegenstand des Weltalls er in besonderer persönlicher Berührung stände, und dieser Gegenstand sollte dann seinen Geist und seine Körperkraft das ganze Leben lang stärken. Die Omaha müssen überhaupt ein Stamm gewesen sein, der in ungewöhnlichem Grade zu einer feierlichen Religiosität neigte, jede Stufe der Entwicklung der Stammesgenossen wurde mit einer eigenen Weihe begleitet und der Gesamtheit angezeigt. Glücklicherweise hat **Wiß Fletcher** noch eine große Zahl von Gebeten und Gesängen in der Omahasprache gerettet und sogar die Musik dazu aufgezeichnet.